

Laudatio auf „Morgen wird alles besser“

Von Jasmin Tabatabai

Eine Polizeistation im nordöstlichen polnischen Grenzgebiet im Hochsommer. Irgendwann in unserer heutigen Zeit. Das russische Kind, vielleicht 6, 7 Jahre alt, ein hübscher Junge mit langem blonden Haar, verschmutzt und in abgerissenen, stinkenden Klamotten, versucht den polnischen Polizeibeamten zu bestechen, damit er ihn und seine beiden Kameraden nicht wieder zurück über die Grenze nach Russland schickt. Der kleine Junge fährt alles auf, was er hat: Seinen Charme, sein gesamtes Geld, zwei Rubel und schließlich, als das nichts nutzt, bietet er dem Beamten das Wertvollste, was er besitzt: seinen Teddybären.

Tagelang war der junge Petya mit seinem 10-jährigen Bruder und einem 11-jährigen Freund unterwegs. Als blinde Passagiere auf einem Güterzug, als Anhalter oder zu Fuß durch die schöne, verwilderte Landschaft. Ein merkwürdiges Trio, ganz auf sich allein gestellt, genau wie die Landschaft schön und verwildert. Sie sind auf dem Weg zur russisch-polnischen Grenze. Sie wollen rüber gehen. In eine bessere Zukunft. Eine gefährliche Reise.

Unter den Stacheldrähten und Elektrozäunen haben sie sich mit Hilfe von Blechtassen in der Nacht hindurchgegraben. Als Könige wollen sie irgendwann einmal vielleicht nach Russland zurückkehren. Freudig blicken sie auf ihren ersten polnischen Sonnenaufgang und sind sich sicher: „Morgen wird alles besser“. Auch wenn dem Kleinsten auffällt, dass der polnische Himmel nun gar nicht so viel anders aussieht, als der russische.

Nun aber sitzen sie bei der polnischen Polizei. In ihrer Unbefangenheit haben sie sich gleich nach ihrem illegalen Grenzübertritt bei ihr gemeldet, denn sie sind sich sicher, dass sie bald in ein warmes und sauberes Heim gebracht werden. Das sie bleiben können.

Der füllige polnische Polizeibeamte ist ein durchaus freundlicher Herr, obgleich er von den jungen Flüchtlingen in seiner gemütlichen Sommer-Lethargie gestört wurde. Er mag die vorwitzigen Jungs, gibt ihnen sogar eine Suppe aus und er würde ihnen sicher gerne weiterhelfen. Wären ihm nur nicht die Hände gebunden. Seine Befugnisgewalt so beschränkt. So bleibt ihm, nach einigen ergebnislosen Telefonaten, nichts anderes übrig, als den Jungs mitzuteilen, dass sie umgehend wieder „nach Hause“ zurückgeschickt werden.

Aber was für ein Zuhause ist das?

Einen festen Wohnsitz können sie jedenfalls nicht nennen, die beiden Jüngeren, die Brüder, kennen noch nicht einmal ihren Nachnamen. Oder sie wollen ihn nicht verraten. Wir wissen es nicht. Viele Fragen tun sich auf, während wir Lyapa, Vasja und seinen kleinen Bruder Petya auf ihrer abenteuerlichen Flucht begleiten. Auf dem Bahnhof lernen wir sie kennen, wo sie unter Bänken schlafen und sich über achtlos weggeworfene Kippen, die man noch rauchen kann, freuen. Kein Erwachsener nimmt sie wirklich wahr. Bestenfalls sind sie ihnen lästig, nerven mit ihrem Gebetle.

Wer sind diese Kinder fragen wir uns? Wo kommen sie her? Wie sind sie zusammengekommen? Warum wollen sie unbedingt nach Polen? Kennen sie dort jemanden? Wartet jemand auf sie? Warum sind sie so auf sich allein gestellt? Vermisst sie eigentlich niemand? Wo sind denn überhaupt ihre Eltern? Wir bekommen nicht alle Antworten auf diese Fragen im Laufe des Filmes und das müssen wir auch nicht. Denn ein Blick aus den großen blauen Augen von Petya, wie er durch ein Fenster eine Mutter beobachtet, die zärtlich ihr Baby wiegt, erzählt mehr als Tausend Worte.

Es sind Bilder wie diese, eindrucksvoll von der Kamera eingefangen, die hängen bleiben. Über die man noch lange nachdenkt.

Wir müssen auch nicht alles darüber erfahren, wie die Kinder aufgewachsen sind. Wir sehen den rauen Umgangston, den die kleinen Machos untereinander pflegen; wir sehen wie der

Kleine mit seinem Teddy spielt, wie er ihn herzt und im nächsten Augenblick grundlos züchtigt, und wir können uns gut vorstellen, wie die Erwachsenen mit ihnen umgegangen sind.

Was den Film aber so besonders macht, ist die bemerkenswerte Leichtigkeit, mit der die Regisseurin Dorota Kedzierzawska, ihre Geschichte erzählt. Zu keiner Sekunde ist dieser Film belehrend, betulich, auf Betroffenheit abzielend. Nie blickt er von oben auf die armen Flüchtlingskinder herab. Die Regisseurin macht ihre Protagonisten nicht zu unmündigen Opfern. Sie blickt ihnen voll ins Gesicht. Und das mit einer großen Liebe und auf Augenhöhe. Sie lässt sie fröhlich sein, ja manchmal richtig albern, lässt sie frei, raufend, wild, charmant, verschlagen, witzig, wütend, kindisch, kindlich, lässt sie vorlaut sein. Vertraut wirken sie einem und im Laufe des Filmes immer näher. Wie ein paar Lausejungs aus der Nachbarschaft, die die Katze am Schwanz ziehen oder mit ihrem Fußball das Fenster kaputt schießen. Wie Tausend Jungs vom Schulhof, wie wir sie alle kennen.

Nur haben diese drei Jungs nie eine Schule von innen gesehen. Und wenn doch, dann sicher nicht für lange. Sie waren auch bestimmt noch nie in ihrem Leben bei einem Zahnarzt, in einem Fußballstadion oder im Kino.

Sie haben ganz einfach das Pech im – und das sage ich deutlich mit Anführungszeichen – „falschen“ Land geboren zu sein. In großer Armut. Ohne Perspektive. Ohne dass sich irgendjemand für ihr Schicksal interessiert.

Die Geschichte von „Tomorrow will be better“ basiert auf einer wahren Begebenheit. Die Regisseurin hörte im polnischen Radio von zwei russischen Brüdern aus sehr armen Verhältnissen, Kindern noch, die sich alleine über die Grenze geschlagen hatten und die nun hofften in Polen Aufnahme zu finden. Die Hörer wurden vom Radiomoderator aufgefordert darüber abzustimmen, ob diese Jungs in Polen bleiben dürften oder nicht. Das erinnert fatal an den berühmten Asylantencontainer, den Christoph Schlingensiefel vor einigen Jahren in Wien aufstellte, damit die Fernsehzuschauer in Big Brother oder Dschungelcampmanier darüber "voten" konnten, wer von den Insassen abgeschoben wird und wer nicht.

Das Ergebnis der Telefonwahl der polnischen Radiohörer war jedenfalls 50:50. Das heißt, die Hälfte der Anrufer war der Meinung, dass man die Kinder nach Russland abschieben sollte.

Die Regisseurin war nach eigenen Angaben so schockiert über das Abstimmungsverhalten ihrer Landsleute, dass sie beschloss diese Geschichte zu erzählen. An Originalschauplätzen im Nord-Osten von Polen drehte sie den Film mit jungen Laiendarstellern. Die Darsteller der beiden blonden Jungs, auch im wahren Leben Brüder, waren letzte Woche zur Vorführung des Filmes in Berlin anwesend. Der Darsteller des braunhaarigen 11-jährigen Jungen ist im wahren Leben ein tschetschenischer Flüchtling, der eigentlich mit seiner Familie nach Schweden wollte, den die Behörden aber mittlerweile wieder nach Tschetschenien zurückgeschickt haben. Die Regisseurin hat keinen Kontakt mehr zu ihm und weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist. Das zeigt uns auf schmerzhaft Weise die Aktualität und Brisanz des Flüchtlingsthemas. Ebenso die Tatsache, dass mir die Jury erzählt hat, dass es dieses Jahr unglaublich viele Filme zum Thema Strassenkinder gibt. Und das aus aller Welt.

Die Mehrheit der Weltbevölkerung hat nicht das Glück in den Wohlstand und Luxus hineingeboren worden zu sein, in dem wir leben. Es ist zumeist die Jugend, die Zukunft eines Landes, die ihre Heimat verlassen will. Es muss nicht immer ein Krieg sein, der sie von zuhause wegreibt, eine Naturkatastrophe, politische Verfolgung oder Folter, auch wenn das leider oft der Fall ist. Oft ist es schlichtweg der Wunsch, die Hoffnung auf ein besseres

Morgen, auf ein besseres Leben, auf eine Chance etwas aus seinem Leben zu machen. Und vielleicht als Könige zurück zu kehren.

Diese Hoffnung liegt oft in dem Land nebenan. Da, gleich drüben über der Grenze. Da ist alles besser, freier, reicher. Und wenn nicht da, dann ein paar Länder weiter.

Es sind diese Menschen, die wir gerne als „Wirtschaftsflüchtlinge“ bezeichnen und denen wir ungerne Asyl gewähren. Die Tatsache ignorierend, dass sie oft große Gefahren auf sich genommen haben um hierher zu kommen und dass natürlich kein Mensch seine Heimat gerne für immer verlässt. Die werden doch gar nicht verfolgt! Sagen wir. Die wollen doch nur was von unserem Kuchen! Von unserem Wohlstand! Sich durch unseren Sozialstaat schmartzten! Ist Armut überhaupt ein Grund für Asyl? Lamentieren wir. Und selbst wenn wir wollten, Wir können doch nicht alle aufnehmen, die es besser haben wollen!

Aber sollte der glorreiche Grundsatz der amerikanischen Verfassung, das Recht auf das „Streben nach Glück“, the pursuit of happiness , nicht für alle Menschen gelten?

Sollte nicht jedes Kind, jeder Mensch, das Recht darauf haben zu träumen und eine faire Chance erhalten diese Träume auch verwirklichen zu können? Unabhängig von Herkunft und Stand, ein Recht auf ein besseres Morgen?

Das sind die Fragen, die man sich bei der Sichtung des Filmes unweigerlich stellt.

Mir gefällt die Empörung der Regisseurin, mit der sie auf die eingangs geschilderte Radioumfrage reagierte. Dass sie nicht zynisch und schulterzuckend wegschaut und mit dem Alltag weitermacht, sondern dass sie diese gesunde menschliche Empfindung, die heutzutage, wo das Wort „Gutmensch“ zum Schimpfwort geworden ist, sehr außer Mode zu sein scheint,

dass sie diese gesunde menschliche Empfindung, nämlich die Empörung, die Empörung über Unrecht, was vor allen Dingen Kindern, den Schwächsten unter uns, wiederfährt und über Umstände an die wir uns zwar gewöhnt haben, die aber einfach nicht richtig sind, in einen wunderschönen und poetischen und darüber hinaus humorvollen Film verwandelt hat.

„Tomorrow will be better“ erinnert uns daran, dass Frieden eben mehr ist als die Abwesenheit von Krieg und Gewalt.

In diesem Sinne, finde ich, liebe Friedenspreisjury, habt ihr eine gute und weise Wahl getroffen und ich freue mich, dass der Friedenspreis an Dorota Kedzierzawska für „Tomorrow will be better“ geht.